

Barbara
Honigmann
**Chronik
meiner
Straße**

Carl Hanser Verlag

Unser Haus ist ein häßliches Haus, ein Altneubau aus den späten fünfziger Jahren, Teil eines Häuserblocks, der mehrere Aufgänge hat und einen Hof, der in der Mitte geteilt ist. Auf unserer Seite ist der Hof zubetoniert, da gibt es nur Mülltonnen, viele Fahrräder und häßliche Garagen, und Kindern ist das Spielen verboten, wie ein gelbes Schild dekretiert. Auf der anderen Seite, die wir *côté jardin* nennen, stehen dagegen Bäume, unter denen man im Sommer Leute in Liegestühlen liegen oder an Gartentischen sitzen und Kinder das ganze Jahr hindurch spielen sieht. Das Gebäude erinnert sogar an die DDR, aus der wir gekommen sind, und wenn uns Freunde besuchen, die wir noch aus Berlin kennen, lachen sie meist, wenn sie unser Haus betreten, und finden es zu komisch, uns in so einem DDR-Altneubau wiederzufinden.

Als wir einzogen, am Anfang, gab es im Haus mehrere Familien mit Kindern, die inzwischen alle groß geworden und ausgezogen sind, außerdem drei ältere jüdische Ehepaare, deren Kinder schon damals nicht mehr bei den Eltern wohnten und die wir nur sahen, wenn sie zu Besuch kamen, und ein junges Ehepaar im Erdgeschoß, denen bald ein Sohn geboren wurde, Benny. Von

den drei jüdischen Ehepaaren starben die Männer schon in den ersten Jahren, so daß es über viele Jahre hinweg drei jüdische Witwen waren, mit denen wir in Nachbarschaft lebten und denen wir so gut wie jeden Tag begegneten. Frau Loeb, Frau Weiss, Frau Kertész.

Holló!, holló!, rief Frau Kertész immer und stand dann meistens schon mitten bei uns im Flur, unsere Wohnungstür hat nämlich nur eine einfache Klinke. Zwar klingeln die meisten Leute, bevor sie eintreten, aber Frau Kertész' Angelegenheiten waren immer dringend, und so stand sie dann in der Wohnung und rief mit ihrem ungarischen Akzent *holló!, holló!*, in der Hand ein Papier oder einen ganzen Packen Papiere, Schreiben ihres deutschen Rechtsanwalts, des Notars, eines deutschen Amtes oder des europäischen Büros der *Claims Conference*, alle jedenfalls deutsch beschrieben, deshalb kam sie ja zu mir, wir setzten uns dann an den Tisch im Wohnzimmer und studierten die Papiere. Da Frau Kertész nur sehr wenig Deutsch konnte, versuchte ich ihr den Inhalt ins Französische zu übersetzen, was sie auch nicht so gut konnte, und zu erklären, was jetzt von ihr erwartet wurde, nämlich immer weitere Papiere, Dokumente und Erklärungen zu bringen. Wir entwarfen zusammen die Antworten, und ich formulierte sie dann auf deutsch, oder wir füllten gemeinsam Formulare

aus, die sie zurückschicken mußte, manchmal rief ich auch bei irgendeiner deutschen Dienststelle oder bei dem Rechtsanwalt oder Notar an. Die Fragen, die man ihr stellte, waren alle von der gleichen Art, sie bohrten in ihrer Geschichte nach, verlangten genaue Daten und präzise Angaben, nach denen Frau Kertész dann tapfer in ihrer Erinnerung oder in einer ihrer Kisten und Kästen suchte, ohne nachzulassen und sogar mit einem gewissen Furor und einer Wut, der Wut nämlich, noch immer auf Entschädigung und Entschuldigung warten zu müssen, die sie nie bekommen hatte. Frau Kertész war damals schon eine sehr alte Frau, eine ungarische Jüdin, die verschiedene KZ, darunter Auschwitz, durchlitten hatte. Im Gegensatz zu Frau Loeb, meiner direkten Nachbarin auf dem Flur, hatte Frau Kertész keine Nummer auf dem Arm, denn als die ungarischen Juden deportiert und eingeliefert wurden, war das Kriegsende wohl schon zu nah und das Chaos schon zu groß, um die Häftlinge noch systematisch zu tötewieren. Nach der Befreiung aus dem Lager war sie in ihre Heimatstadt Budapest zurückgekehrt, wo sich kein Mensch für ihr Schicksal interessierte. Die Regierungen der Ostblockländer, auch wenn sie wie Ungarn Verbündete Hitlers gewesen waren, fühlten keine Verantwortung und wohl auch kein Mitgefühl für ihre verschleppten Juden, und die Bundesrepublik zahlte

Wiedergutmachung zwar in alle Länder, in die sich Überlebende geflüchtet hatten, doch nicht in die Ostblockländer. Frau Kertész lebte ihr Leben in Budapest weiter, arbeitete als Verkäuferin, heiratete einen ungarischen Juden aus ihrem Bekanntenkreis und bekam mit ihm drei Söhne, Gabor, Endre und Istvan, die sie dann später in Frankreich Gabriel, André und Etienne nannten. In den Jahren nach dem Ungarnaufstand floh die ganze Familie, wie so viele, in den Westen, zu einer Zeit, als dort alle Wiedergutmachungsfristen schon abgelaufen waren. Durch ganz nichtige Zufälle landete die Kertész-Familie schließlich in Straßburg, ohne daß sie sich diese Stadt aus irgendwelchen Gründen ausgesucht hätte, ohne dort Freunde oder Verwandte zu haben oder etwa die französische Sprache zu beherrschen, und fand dort, gleich am Anfang, die Wohnung in unserer Straße, in unserem Haus, wo sie nun, genau wie wir jetzt, noch immer wohnte. Gabriel, André und Etienne waren längst erwachsen und aus dem Haus gezogen, haben studiert und arbeiten nun in gutbürgerlichen Berufen, sie haben inzwischen mit Frauen von hier eigene Familien gegründet, wohnen natürlich in viel besseren Stadtvierteln als ihre Eltern, Etienne sogar in Genf, und sind zu richtigen Franzosen geworden, wie so viele andere Einwandererkinder vor und nach ihnen.

Herr Kertész war schon vor einigen Jahren gestorben, so wohnte Frau Kertész nun allein in der Wohnung im Stockwerk über uns, aber die Söhne besuchten sie oft mit ihren Frauen und Kindern oder holten sie mit dem Auto ab. Am Anfang hatte sie unregelmäßig Arbeit als Köchin bei jüdischen Einrichtungen gefunden, besonders während der Schulferien in den Ferienlagern der verschiedenen Jugendorganisationen, den Bnei Akiwa, dem Haschomer Haza'ir oder einfach der Gemeinde, in den französischen Alpen und manchmal auch in der Schweiz. Herr Kertész, der bis an sein Lebensende kein Französisch und außer Ungarisch nur ein wenig Deutsch sprach, hatte sich mit einer Stelle als Lagerarbeiter zufriedengeben müssen, die ihm ein Glaubensgenosse verschafft hatte, mit dem wenigen Deutsch kam er in dem Betrieb irgendwie durch. Sein Deutsch ähnelte sowieso mehr dem Jiddischen, das wiederum dem elsässischen Dialekt verwandt ist, weil sie beide die zweite Lautverschiebung des Mittelhochdeutschen verpaßt haben. Als ehemaliger Wehrmachtssoldat erhielt er im Gegensatz zu seiner Frau eine Pension vom deutschen Staat, wie er mir auf deutsch erzählt hat. Ich hatte Mühe, ihm das zu glauben, denn Herr Kertész war ja ebenfalls Jude, aber tatsächlich hat der ungarische Horthy-Staat nach seinem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg alle wehrfähigen jüdischen Männer

zu einem waffenlosen Zwangsarbeiterdienst in die ungarische Armee eingezogen. Und so fand sich Herr Kertész dann Seite an Seite mit der deutschen Wehrmacht, ja in sie inkorporiert, auf ihren Feldzügen, und wie die meisten ehemaligen Wehrmachtssoldaten sprach auch er viel von Rußland und von der Schlacht um Stalingrad, bei der er etliche Verwundungen davongetragen hatte. Eben dafür bekam er jeden Monat pünktlich seine Wehrmachtspension aus Deutschland überwiesen, während seine Frau jahrelang um eine Anerkennung ihrer Verfolgung und Leiden ringen mußte und sich erst sehr viele Jahre später mit Hilfe der *Claims Conference* eine Art Auschwitzpauschale erstreiten konnte.

Eines Tages klappte es nämlich tatsächlich, sie kam gleich mit ihrem *holló!, holló!* zu mir hereingestürzt, den Kontoauszug schwenkend, es waren genau 2250 Euro; wir fielen uns um den Hals, denn wenn es auch eine lächerliche Summe war, empfand Frau Kertész es doch als eine Genugtuung, und ich freute mich für sie und den kleinen Sieg, den wir errungen hatten. Erst nach dem Zusammenbruch des Ostblocks war das möglich geworden, und nicht nur Frau Kertész, sondern auch eine Menge anderer Juden konnten ihre Forderungen nach irgendeiner Art von Wiedergutmachung über die *Claims Conference* geltend machen – die hatte einen sogenannten *Hardship Fonds* für Härtefälle,

Ghetto- und Zwangsarbeiterentschädigungen eingerichtet und durch große Annoncen in allen jüdischen Zeitungen, in Gemeindeblättern und über Radiosender in der ganzen Welt bekannt gemacht.

So kam es, daß ich nach der Bekanntmachung dieser späten und wahrscheinlich letzten Regelung eine Zeitlang im Nebenberuf als Sekretärin, Beraterin und Übersetzerin nicht nur für Frau Kertész, sondern auch für eine ganze Menge anderer alter Juden in Straßburg arbeitete, Formulare ausfüllte, Briefe und Erklärungen schrieb, das Hin und Her der Anfragen und Nachfragen in den Korrespondenzen mit Rechtsanwälten, Notaren, deutschen Beamten, deutschen Banken und der Zentrale der *Claims Conference* in Frankfurt übersetzte oder in diesen Angelegenheiten herumtelefonierte. Nicht alle von den alten Juden, die ich betreute, hatten ihre Ansprüche auf Wiedergutmachung versäumt, weil sie wie Frau Kertész zu spät in den Westen gekommen waren, sondern weil sie sich damals, gleich nach dem Krieg, viel zu verletzt gefühlt hatten und aus einer Art Stolz nichts und schon gar keine Wiedergutmachung fordern mochten oder nicht die Kraft hatten, sich in die dazugehörige bürokratische Schlacht zu werfen, oder sie wollten einfach überhaupt nichts mehr hören und nichts mehr sehen von diesem Land, das sie so gedemütigt und der Verfolgung und dem Tod ausgeliefert hatte.

Jetzt waren es meist ihre erwachsenen Kinder, die sie, durch die Bekanntmachungen der *Claims Conference* aufmerksam gemacht, ermunterten, doch diese letzte Leidenspauschale einzufordern und anzunehmen, »wozu wollt ihr den Deutschen etwas schenken, schenkt es doch lieber euren Enkeln oder verbringt einen schönen Urlaub an der Côte d'Azur oder fahrt nach Florida«, sagten sie ihren Eltern, und das konnten die schwer abweisen. Manche von den Söhnen und Töchtern aus der sogenannten zweiten Generation holten sich sogar die deutsche Staatsbürgerschaft zurück, die die Nazis ihren Eltern entzogen hatte, sie benutzen den deutschen Paß zwar nie, aber sie forderten ihn von den deutschen Behörden ein, scheuten keine Bürokratie, holten sich ihn ab, nur um ihn dann in irgendeine Schublade zu versenken – einfach aus Daffke